Schiff, schickte er in sein Boot zurück und befahl der Mannschaft, mit den Dampfer herumzurudern, da er hoffte ihn noch aufzufinden; vielleicht hatte er versucht, durch Schwimmen sein Leben zu retten. Während der ganzen Zeit schützten die russischen Granaten dichtens schnell neben ihm ein. Aber er dachte nicht daran, eine Minute eher dem sicheren Tode zu überlassen, so lange er noch hoffen konnte, ihn zu retten. Noch einmal ruderte er zu dem sinkenden Schiff. Es war inzwischen so tief gesunken, daß er vom Schanddeck seiner Rettungsschale aus auf das Deck springen konnte; noch einmal ging er hinunter, um seinem Bootsmann eine Warnung zuzurufen oder ihm zu helfen. Eine Antwort erfolgte nicht; er kletterte in sein Boot zurück und suchte erfolglos im Meere nach dem Mann, der bei mehr als einem vergleichbaren Wagnis sein Gefährte gewesen war. Als es bereits wie eine Tat des Wahnsinns schien, sich dem sinkenden Schiff noch zu nähern, rief er: „Er muß da sein! Es ist ihm etwas zugestoßen! Haltet an, Leute, haltet an!" Und sie hielten an, während sie sich doch innerhalb der Schußweite der Russen befanden, und die Granaten über ihre Köpfe pfiffen. Noch einmal sah sich der Held nach seinem Waffengefährten um, wieder war es vergeblich. Da näherte er sich mit verzweifelter Geberde der Seite des Schiffes, gerade als es im Sinken war. Einen verhängnisvollen Augenblick wartete er, dann schritt er von der Reling auf das Boot zurück. Aber in diesem Augenblick traf ihn eine Granate ins Gesicht, und einer der rührigsten Matrosenoffiziere Japans sank in Stücke gerissen dahin. Was nur von ihm geblieben war, nahmen sie mit sich fort. Der Dampfer legte sich und sank fast innerhalb einer Entfernung von einem Meter von der bestimmten Stelle; aber der Bootsmann und Hiroji lebten nicht mehr, um die Krönung ihres Werkes zu sehen. Kommandeur Hiroji starb, wie er gelebt hatte, tapfer im Gefecht, freundlich und rücksichtsvoll gegen die unter ihm Stehenden. Er wurde von den Seeoffizieren, die ihn kannten — nicht nur von den japanischen, auch von den Offizieren anderer Völker — für einen der großen Torpedofachverständigen der Welt gehalten. So sagte ein amerikanischer Seeoffizier von ihm: „Hiroji konnte mit einem Torpedo mehr anfangen als jeder andere. Er hatte ein Genie für solche Arbeit. Er konnte mit einem Torpedo spielen, wie geschickte Schützen mit einer Pistole; wenn er am Leben geblieben wäre hätte er den Russen noch viel zu schaffen gemacht."

**Aus den Erfahrungen eines Klavierlehrers.**

Der Klavierlehrer am Pariser Konservatorium M. Albert Lavignac berichtet über seine Erlebnisse und Erfahrungen als Lehrer. Die Leipziger „Signale" teilen aus diesen Wahrnehmungen folgende mit: „Mein Fräulein, dieses Adagio haben Sie gehudelt! Bitte, noch einmal, aber ruhig und in gleichmäßigem Tempo!" Das Fräulein sieht den Lehrer mit dem Sterbeblick des angeschossenen Rehes an, spielt und läßt die großen Tränentropfen über die Backen rinnen. Wehe dem Mitleidigen! Er provoziert einen Weinkrampf. Der Gewitzigte läßt die Kleine spielen und heulen. Eine andere, von der trotzigen Art, weint nicht, aber karikiert das Adagio zu einem Trauermarsch, bis der Lehrer sie forschickt. Alle ohne Ausnahme, die streng tugendhaften wie die eigentlichen gamines, versuchen es, den Mann im Lehramt für sich zu gewinnen und für ihre Stimmungen gefügig zu machen. Jede bringt zum Unterricht eine kleine Geschichte oder wenigstens eine Miene mit, die gefragt sein will: Warum so traurig? Warum so lustig? Warum so böse? Das sind die schlimmsten und schwerfolgendsten Versuchungen. Ein richtiger Musikerer muß für Geschichte und Mienen gleichgültig scheinen, darf es aber nicht immer sein, wenn die Trauermiene bei einer ernsthaften Schülerin ernsthaft ist. Es gibt wirklich manchmal Katastrophen zu verhüten. Wurde aber doch Comödie, dann reißt er ein derbes Millionendonnerwetter das gefädelte Ansehen und führt die kleine Hoffnung in die Bahn des Fleißes zurück. Vor allem kein Geturch mit einer Schülerin unter vier Augen. Die anderen glauben dann, es gehe eine Begünstigung. Die Begünstigte hielt sich als das bevorzugte Genie auf, und die Mütter der anderen lassen Sturm, um ihre Töchter gegen die drohende Zurücksetzung zu verteidigen. Aus einem Dialog zwischen einer solchen Mutter und dem Lehrer: „Mein Herr, meine Tochter ist ein Engel!" — „Wer ist Ihre Tochter?" — „Jene Luise Pomponnier, die Sie mit der Ausschließung bedroht haben!" — „Ihre Tochter hat einer Kollegin im Unterrichtszimmer eine Ohrfeige gegeben! Das können wir nicht dulden." — „Meine Tochter ist ein Engel, jene andere ist eine Intrigantin." — „Aber —". „Meine Tochter ist ein Engel. Ich werde meinen Weg bis zum Minister zu finden wissen."

**Von einem Adler entführt.**

Aus London wird berichtet: Von einem Adler ergriffen und in die Berge getragen wurde dieser Tage in Surbiton, Landshire, ein kleines anderthalbjähriges Kind, das ein, ohne Aufsicht gelassen, seinen Wärtern. Das Kind spielte an der Tür des Eisenhauses, während die Mutter Brot buk und der Vater auf dem Felde arbeitete. Als die Mutter um den Hauses ging war, rief sie das Kind. Da keine Antwort erfolgte, sah sie sich draußen nach der Kleinen um; als sie sie auch dort nicht fand, suchte sie ängstlichen mit dem herbeigeholten Vater alle Wege, Felder und den Berghang ab. Nächster und alle Nachbarn beteiligten sich bald an der Suche, und da man zu Anfang der Woche Gegenden und unbesiedelte Gebirgsteile in der Gegend absuchte, suchten einzelne Abteilungen das Land ab. Ingwischen durchsuchten die Gebirgler einen nicht weit bestandenen Hügel, und einer von ihnen drang über die felsigen Klippen auf den Gipfel. Da entdeckte er in einer Felsspalte einen kleinen Schuh; etwas höher hinauf fand er in einer tieferen Spalte den Leichnam des vermißten Kindes. Es war ein schrecklicher Anblick. Beide Augen fehlten, das Gesicht war mit Blut bedeckt, aus der rechten Backe war ein Stück Fleisch herausgerissen, und Wunden am Halse, an den Armen und Händen sprachen eine schreckliche Sprache. Auf der Kleidung fand man in Blut die Spuren von Adlerklauen, das Handchen der Kleinen hielt ein Büschel Adlerfedern umspannt. Der Wildhüter benachrichtigte seine Gefährten; mancher der rauhen Männer weinte bei dem traurigen Anblick. Durch den Tumult kam auch die Mutter herbei, und ehe man sie verhindern konnte, hatte sie selbst ihr Kind gesehen und brach bewußtlos bei den versammelten Leichnam zusammen.

**Ein Gottesdienst mit dem Phonographen.**

Aus New-York wird berichtet: Im Saale des Vereins christlicher junger Männer wurde am letzten Sonntag eine religiöse Versammlung auf eine merkwürdige Art abgehalten. Der Gottesdienst wurde ganz von einem Phonographen geleitet. Der Apparat gab Kirchenlieder wieder, rezitierte Bibelstellen, trug Gebete vor und rief verschiedene Personen auf. Er kündigte sogar die Veranstaltung einer Sammlung an und ermahnte die Andächtigen zu reger Beteiligung.

**Ein Hund als Held.**

Eine Bulldogge britischer Abstammung ist jetzt der Held der Petersburger Gesellschaft. „Kutti" bekam bereits von Damen der höchsten Gesellschaft drei silberne Halsbänder und von einfachen Bewunderern ungefähr dreißig aus billigerem Material. Madame Stand besitzt ihn sogar mit 4 kleinen wollenen Schuhen. Während der Schlacht bei Tschemulpo war „Kutti" auf dem Verdeck des „Warjag". Er leckte die Wunden der Matrosen und machte für seine Dienste sein rechtes Ohr lassen, das ihm abgeschossen wurde. Während des Triumphzuges der Ueberlebenden in Charkoff saß „Kutti" auf einer Trommel und bellte von Zeit zu Zeit, um auf die begeisterten Zurufe seiner Bewunderer zu antworten.

**Napoleons Weckeruhr unter dem Hammer.**

Unter den demnächst in Paris zum Verkauf gelangenden Werkstücken der verstorbenen Prinzessin Mathilde befindet sich auch die Weckeruhr Napoleons I. Diese, von Abraham Breguet 1810 für den Kaiser gefertigte Uhr ist aus vergoldeter Bronze gemacht. Sie hat acht Zifferblätter, die die Phasen des Mondes, die Sekunden, Minuten, Stunden Tage, Monate usw. angaben. Die Uhr enthält außerdem einen Thermometer und schlägt jede Viertelstunde. Sie begleitete Napoleon auf allen seinen Feldzügen, sogar nach Moskau und Waterloo.

**Ein Teerservice für 16 800 Mark.**

Aus London wird berichtet: Ueber 120 000 Mark wurden kürzlich beim Verkauf der Hawkins-Sammlung bei Christie erzielt. Der höchste Preis kam mit 16 800 Mark wurde für ein feines Chelsea-Teeservice von 30 Teilen, deren jeder mit einem goldenen Anker bezeichnet war, gezahlt. Ein wundervoller, mit Blumen bemalter Sèvres-Schmuck-Tafelaufsatz brachte 9645 Mark und ein anderer, der von Tailleur ausgeschmückt ist, ging mit 7236 Mark fort.

**Wie viel Wörter gebraucht ein gewöhnlicher Mensch?**

Ein englischer Sprachforscher meint, es wären nicht mehr als 900. Jemand, der die Universität besucht habe, der seine Bibel, seinen Shakespeare und die Zeitungen mit samt den Romanen lese, brauche im täglichen Umgang auch nicht mehr als 400. Ein anderer Gelehrter ist dagegen der Ansicht, die Zahlen seien doch zu klein. Landmann, häusliche Arbeiter müßten, wenn sie nur die ihnen bekannten Formgegenstände nennen wollten, mehr als 800 Wörter besitzen. Greife man zu einem Wörterbuch und sehe man sich einen beliebigen Buchstaben an, so müsse man zu einem anderen Ergebnisse kommen. Unter dem Buchstaben „S" finde man zum Beispiel 1018 Wörter, welche der gewöhnliche Mann in seinem Sprachschatz besitze, von den zusammengesetzten Wörtern ganz abgesehen. Er glaubt daher, daß man der Wahrheit näher käme, wenn man annähme, daß der landwirtschaftliche Arbeiter 1500 Wörter gebrauche. Intelligente mögen selbst einen Sprachschatz von 4000 Wörtern besitzen. Viel Gebildeten mag die Zahl sich auf 8—10 000 stellen, und gute Journalisten mögen wohl 12 000 Wörter verwenden.

## Humoristisches.

**Aus dem „Kladderadatsch".**

Der Kolonialdirektor Dr. Stübel hat es für eine bekannte Erfahrung erklärt, daß in Samoa Einfuhrzölle von den Kokumenten getragen werden. Für Deutschland hat bisher der Bundesrat stets den Grundsatz vertreten, daß das Ausland unsern Schutzzoll aufbrühe. Der Widerspruch löst sich aber sehr einfach: bei den Antipoden ist alles umgekehrt wie bei uns, und die schönsten Grundsätze unserer Wirtschaftspolitik müssen dort auf den Kopf gestellt werden, wenn sie angewendet werden sollen.

— **Aus der Schule.** Ein Kaufmannslehrling, der einen Aufsatz über die Herstellung von Glas machen soll, schreibt: Glas besteht aus Sand, Salpeter und Hitze. — Der Lehrer einer Mittelklasse sieht, wie ein Schüler seine Zähne mit einer Stecknadel bearbeitet, Wer weiß, woher Zahnschmerzen kommen? Allgemeines Schweigen. Doch bald hebt ein Junge den Finger und meint: „Von das Gefühl!" — Ein Lehrer der Unterklasse trägt die Neueingetretenen in die Liste ein und fragt nach Namen und Stand der Eltern. „Nun Karl, was ist Dein Vater?" „Kartoffeln", antwortet Karlchen.

*

— **Die gute Absicht.** Um Gotteswillen, warum schreit denn der Fritz so? Was tut Ihr ihm denn? — Nichts, Mama. Wir setzen ihm nur Dein Gebiß ein, weil er noch keine Zähne hat.

## Industrie, Handel und Verkehr.

**Vom Finanzmarkt.**

Eine wenig einheitliche Haltung, dazu geringe Anteilnahme des Publikums am Verkehr, bildeten während der abgelaufenen Berichtstagen die Signatur sämtlicher Börsen. Trotz des relativ leichten Geldstandes hielt sich in New-York abgesehen von unbedeutenden Transaktionen der Baissespekulation das Geschäft in den engsten Grenzen. Die unbefriedigenden Eisenbahneinnahmen und der wenig erfreuliche amtliche Saatenstandsbericht ließen eine Erholung auffommen. Für Stahltrustwerte machte sich trotz der ziemlichen Lage des Eisenmarktes auf Grund der glatten Aufnahme der neuen 5prozentigen Bonds dieser Gesellschaft zeitweises Interesse bemerkbar.

In London war trotz der ebenfalls stark hervortretenden Geschäftsunlust die Marktstimmung etwas besser. Allerdings warf der Geldbedarf Rußlands und Japans auch dort seine Schatten voraus, und als verstimmendes Moment trat hinzu, daß eine Anzahl von Minengesellschaften mit neuen Emissionen hervorkommen muß. Die neue japanische Anleihe wurde übrigens in den letzten Tagen bereits mit einem Aufschlag von 1½ Prozent gehandelt.

Paris stand völlig unter dem Einfluß der russischen Anleihe. Die Mißerfolge der russischen Waffen im Verein mit der Befürchtung, daß die älteren Werte des betreffenden Reiches in großen Summen an den Markt kommen dürften, verstimmten, und nur dem energischen Eingreifen der Bank finanzie ist es zu danken, daß sich keine größere Schwäche geltend machte.

In Wien stellte sich nach anfänglicher Lauheit eine bessere Stimmung für Lokalwerte ein. Eisenaktien, die trotz günstigeren Geschäftsganges infolge eines größeren Kalliphonfonds in der Branche zuerst vernachlässigt waren, gewannen nachher auf Mitteilungen über verschiedene andere Fusionen. Ebenso zeigte sich für Petroleum- und andere Lokalefferten lebhaftes Interesse.

In Berlin traten bei Beginn der Berichtsperiode dieselben Umstände, die vorher die Tendenz beeinflußt hatten, mehr oder weniger in den Hintergrund. Weder die Verhandlungen über die Börsengesetzreform noch der fast unveränderte hohe Stand des Geldsatzes übten einen nennenswerten Einfluß aus. Selbst die Nachrichten von den fremden Börsen, die teilweise auf internationale Effekten hier nicht ohne Spur vorübergehen konnten, wurden noch weniger beachtet als sonst, so daß man hierin den Nutzen des Ausstandes will sagen. Zum weiteren Verlaute trug die Mitteilung von der Kapitalserhöhung der Seehandlung einige Mißstimmung hervor. Denn die Fonds haben sich nicht durchweg behaupten können. Pantalitäten dagegen standen auch diesmal im Vordergrunde des Interesses. Es scheint indes, als ob das Interesse für Banken im Rückgang begriffen sei. Unbelebt lag der Bahnenmarkt, nur Warschau-Wiener erfreuten sich zeitweise regerer Beachtung auf ein — inzwischen allerdings dementiertes — Gerücht, daß die Polonaisierung bis an die preußische Grenze gedrückt sein sollte. Von sonstigen Transportwerten behaupteten sich Schiffahrtsaktien infolge günstiger Mitteilungen über den Frachtenmarkt durch Generaldirektor Ballin. Ziemliche Festigkeit herrschte auf dem Montanmarkt. Die Nachricht, daß der Stahlwerksverband ein neues Mitglied, nämlich die Westfälische Stahlwerke, erhalten habe, führte nicht nur bei letzteren Gesellschaft zu weiteren Steigerungen, sondern erweckte auch Interesse für einzelne leitende Papiere dieser Kategorie, wenn auch für andere das Eifer sich erheblich gelegt hat. Es war auch nur natürlich, daß trotz der günstigen Meldungen aus den Industriezentren, die Lage des amerikanischen Marktes und das Scheitern der geplanten internationalen Röhrensyndikates einigen Eindruck machten. Hohlenaktien schlossen nach mehrfachen Schwankungen unverändert. Auf dem Kassenmarkt machten sich diesmal stärkere Verkäufe infolge Gewinnrealisationen bemerkbar, besonders in solchen Effekten, die in letzter Zeit Gegenstand größeren Interesses waren. Immerhin kann die Stimmung auf diesem Gebiete als verhältnismäßig günstig bezeichnet werden.

Verantwortlicher Redakteur: F. L. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.




Nr. 111. 17. Mai 1904.

# Der Schatz von Thorburns.

Von Frederick Boyle. Verdeutscht durch E. Deichmann.

Nachdruck verboten.

Käthes Brief begann mit warmen Glückwünschen und mit einer scherzhaften Anspielung auf ihre eigene Ahnung, als sie Herrn Geneit zum ersten Male gesehen. Sie fügte hinzu, daß die Einladung sich hoffentlich auch auf sie und Hubert erstreckte, da Frau Fanshawe allein der Aufgabe, eine Hochzeit zu rüsten, sich nicht gewachsen fühlte. Mit einigen Bemerkungen über die Brautjungfern schloß sie.

Die alte Dame seufzte, als die Glückwünsche laut vorgelesen wurden, und verlangte wenigstens eine Anspielung auf die Nichtigkeit menschlicher Glückseligkeit; aber Käthe erinnerte sie, daß derartige gute Lehren viel treffender, als sie es vermöchte, in Bruder Cofins: „Der Ring und die Schlinge" ausgeführt wären; ein Exemplar davon könnte Frau Fanshawe ja an die Braut senden. So wurde der Brief unverändert abgeschickt.

„Nun, mein Lieber, was wolltest Du sagen?" fragte Käthe.

Hubert war außer sich, aber er konnte sich jetzt nicht aussprechen.

„Wenn Du glaubst, Mutter, der Einladung folgen zu müssen, und Dir die Gegenwart meiner Frau von irgend welchem Nutzen sein kann, so entbehre ich sie gern."

„Ich muß die Bitte meines Bruders erfüllen, Hubert, und das kann ich auf keinen Fall ohne Käthe. Aber weshalb sagst Du, Du wolltest sie entbehren? Weshalb willst Du uns nicht begleiten?"

„Weil Onkel und ich das letzte Mal, als wir beisammen waren, einige unangenehme Auseinandersetzungen hatten. Ich muß Dir sagen, Mutter, daß er höchst unfreundlich von meiner Trägheit sprach, wie er es nannte; als wenn die Erfüllung meiner Kindespflichten tadelnswert wäre! Ich denke, Du würdest diese Einladung, welche Dein Bruder Dir nur sendet, weil er Dich braucht, nicht annehmen, wenn ich Dir erzähle, was er sagte."

„Ach, John ist wieklich gesinnt; das weiß ich nur zu gut."

Huberts Einwendungen blieben erfolglos. — Hochzeiten thun auf jede Frau ihren Zauber aus; auch da er sah, daß seine Mutter entschlossen war, zu gehen, erwiderte er nur:

„Nun, Du siehst jetzt, weshalb ich sagte, ich könnte Käthe entbehren. Ich selbst werde natürlich zu Hause bleiben."

„Das ist uns schmerzlich, besser Hubert; aber unter diesen Umständen möchten wir nicht in Dich dringen. Nicht wahr, Mama? Onkel nennt zwar die Zeit nicht, scheint es aber eilig zu haben. Du wirst doch wenigstens zur Hochzeit kommen, Hubert?"

Er verließ das Zimmer, ohne zu antworten, und der Zufall führte ihn in die Anlagen, wo er Arthur Wendel traf — es war Mittwoch.

Arthur war überrascht und ein wenig verlegen, dann aber hocherfreut; sie hatten einander zwei Tage lang nicht gesehen. Arm in Arm wanderten die jungen Leute nach dem Bankgeschäft, wo Arthur, wie er sagte, einige Anordnungen treffen müßte, obgleich er, wie es schien, eben erst noch einen anderen Weg gemacht hatte.

„Sobald ich das Geschäftliche erledigt habe, bin ich frei und kann Thorburns einen Besuch machen. Ich habe ihm heute geschrieben und mich zu morgen angemeldet. Der arme, gute, alte Bursche hat, wie ich vermute, nichts Anderes vor?"

„Wenn Sie vierundzwanzig Stunden warten, so können Sie meine Mutter und Käthe begleiten. Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein. Hilda Esling verheiratet sich und sie wollen bei der Hochzeit zugegen sein."

„Das macht mich stolz," sagte Arthur. „Reisen Sie nicht mit ihnen?"

Sie schieden an der Tür des Bankhauses. Hubert, welcher umkehrte, sah in einiger Entfernung seine Frau; aber er hatte keine Neigung, ihr zu begegnen.

Das Resultat seiner Betrachtungen war ein Brief:

„Mein lieber Thorburn!

Ich warte nicht auf Ihre Aufforderung, sondern enthülle Ihnen schon jetzt rückhaltlos den vollständigen Inhalt der Unterredung mit meinem Onkel, auf welche ich an dem letzten Abend, ehe ich Ihr Haus verließ, hindeutete. Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe.

Onkel erbat sich meine Hilfe bei der Ausführung seines Planes, den Schatz, welcher auf Ihrem Besitztum verborgen sein soll, zu rauben. Er wußte, wo nach demselben gesucht werden müßte, da er die darauf bezüglichen Mitteilungen Ihres Vorfahren, welcher den Schatz vergraben, auf der Rückseite einer alten, vom Kapitän Thorburn ihm verkauften Urkunde gefunden hatte; aber er war zu vorsichtig, mir die Stelle näher zu bezeichnen. Ich konnte nur erfahren, daß der Schatz in dem ältesten Teile des Hauses läge; das ist Alles.

Ich weigerte mich natürlich, auf seine Vorschläge einzugehen; und hierauf forderte er, wenn mich nicht Alles täuscht, den jungen Genest auf, ihm zu helfen, welcher sich, soweit ich die Sachlage zu beurteilen vermag, damit einverstanden erklärte. Der Hochzeit, zu welcher soeben die Einladung an meine Mutter erging, scheint mir ein Beweis für die Richtigkeit meiner Vermutung.

Ich schreibe Ihnen dies im strengsten Vertrauen. Sie sind zu ehrenhaft, um diese Enthüllung in irgend einer Weise zu mißbrauchen. Weitere Einzelheiten stehen gern zu Ihren Diensten; alles Wesentliche glaube ich Ihnen mitgeteilt zu haben.

In der Hoffnung, daß es Ihnen besser geht,

Ihr aufrichtig ergebener
Hubert Fanshawe."

Eldred empfing diesen Brief, als er vor der Tür seines Hauses stand, um auf Hildas Ankunft zu warten. Sie kam täglich, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ehe sie ihren Spazierritt machte. Gern hätte er ihr schon vor mehreren Tagen persönlich die Versicherung gegeben, daß er sich beinahe völlig hergestellt fühlte; aber er empfand eines Kriegers Widerwillen dagegen, sich öffentlich nur als Halb-Invalide zu zeigen. So lange er mit einer Binde gehen mußte, die ihm nicht gestattete, einen zugeknöpften Rock zu tragen und zu Pferde zu sitzen, erlaubte sein Stolz es ihm nicht, sich Hilda zu zeigen; und diese echt männliche Empfindung, für die uns in unserer Zeit leider das rechte Verständnis fehlen mag, stand ihm wohl an.

Nachdem er zu Ende gelesen, meldete der Junge, welcher auf Posten stand, die Annäherung des Besuches. Godsess führte ihm sein Pferd vor, Eldred warf sich eilig in den Sattel und traf Hilda in der Allee.

„Herr Thorburn! Dies ist die beste Antwort auf meine Erkundigungen! Sind Sie aber nicht unvorsichtig?"

„Vielleicht würde Bowring das sagen, indessen — seine Menschenkenntnis ist sehr gering. Jedenfalls bringt mir die Gefangenschaft mehr Nachteil, als die frische Luft. Mich Esling. Das geben Sie doch zu?"

Hilda hatte sich umgewendet, und sie ritten neben einander zurück.

„Wie geht es Herrn Geneit?" fuhr er fort und beobachtete sie dabei mit forschendem Blick.

„Er ist beinahe ganz wieder hergestellt. Gestern verließ er uns. — Wirklich, Herr Thorburn, ich darf nicht gestatten, daß Sie mich heute begleiten; ich muß

schnell reiten. Wir haben in Klein-Thorburns sehr viel zu tun." Ihr Wesen war erregt und ruhelos.

„Wie ich höre, werden Sie sich nächstens verheiraten?"

„Ja."

„Mit Herrn Geneff?"

„Ja."

„Geschieht es aus Ihrem eigenen freien Willen, Miß Esling? Lieben Sie ihn?"

„Wie können Sie eine solche Frage an mich richten? Das ist beleidigend, Herr Thorburn!"

„Sie wissen, daß ich Sie nicht beleidigen will. Eine Antwort wäre so leicht zu geben. In dem Lande, in welchem ich Gelegenheit hatte, junge Mädchen, welche liebten, zu beobachten, fühlten sie sich nicht beleidigt, wenn ein Mann, welcher Achtung und Freundschaft für sie hegte, in der Sorge um ihr Glück eine ähnliche Frage an sie richtete."

„Haben Sie sie etwa auf die Probe gestellt?" und sie ritt schnelleren Schrittes weiter.

„Lassen sie uns darüber nicht weiter sprechen. Ich mache Sie ernstlich darauf aufmerksam, Miß Esling, daß Ereignisse, von denen Sie nichts ahnen, von Ihrer Antwort abhängen. Sie wissen, was ich für Sie fühle, wenigstens machte ich Ihnen ein derartiges Geständnis an jenem Abend. Doch um meine Gefühle handelt es sich hier nicht. Ich frage Sie einfach, ob Sie den Mann, welchen Sie heiraten sollen, auch wirklich lieben, weil mein Verhalten in einer ganz anderen Angelegenheit von Ihrer Antwort auf diese Frage abhängt."

Sie trieb ihr Pferd an und hielt ihr Gesicht, von ihm abgewandt; aber sein starker Brauner hielt sich, ungeduldig den Kopf in die Höhe werfend, leicht an ihrer Seite.

„Ich versichere Ihnen bei meiner Ehre, daß ich die Wahrheit spreche, und ich werde ebenso unbedingt Ihren Worten glauben, wie Sie dieser Versicherung trauen dürfen. Hören Sie, Miß Esling! wenn Sie sagen, oder den Glauben in mir erwecken, daß Sie ihn nicht lieben, dann mag kommen, was da will, dann werde ich handeln, und Ihre Verheiratung mit Geneff wird durch die Katastrophe welche dann folgt, unmöglich gemacht werden. Ich bin so offen, weil ich weiß, daß Sie nicht fähig sind, eine Lüge auszusprechen noch gar zu einer solchen Ihre Hand zu bieten. Mit einem einzigen Worte können Sie Ihren Verlobten retten und ich weiß nicht, wie viel Angst und Unheil auch sonst noch abwenden."

Es ist nicht leicht für einen Reiter, so deutlich zu sprechen, daß jedes Wort vernehmbar ist, wenn das Pferd unter ihm galoppiert, die Dame ihr Haupt abwendet und der nachfolgende Reitknecht von der Unterhaltung nichts hören darf. Eldred, dem der Aufenthalt in Südafrika manche nützliche Lehre gegeben, und unter Anderem die Kunst gelehrt hatte, aus dem Sattel seines im Galopp dahinrasenden Pferdes zu springen, und in dem Augenblicke, in dem seine Füße den Boden berührten, seinen Schuß mit tödlicher Sicherheit abzugeben fand es allerdings durchaus nicht schwierig sich trotz aller Hindernisse verständlich zu machen.

Hilda verstand jedes Wort, das er ihr sagte, und zweifelte nicht im Geringsten, daß er in jeder Hinsicht die Wahrheit sprach. Das Geheimnisvolle von Eldreds erstem Besuch in Klein-Thorburns sofort nach seiner Ankunft auf seinem Stammsitz — dieser Besuch, über welchen er sich in so wunderlicher Weise ausgesprochen hatte, — hatten seitdem ihre Gedanken dauernd beschäftigt. Allerlei kleinere Anzeichen vermehrten außerdem noch ihre Besorgnis, daß ihrem Vater irgend etwas Tadelnswertes zur Last gelegt würde. Sie dachte, es hätte Bezug auf das Darlehn, welches er seinerzeit Kapitän Thorburns gegeben, und da sie ihm ziemlich genau kannte, begriff sie kein so vollkommenes Vertrauen zu ihm, um den Gedanken, daß er ein Unrecht begangen haben könnte, mit unbedingter Zuversicht von sich weisen zu können. Irgend eine bedenkliche Handlung hatte er wohl begangen, — freilich gewiß nicht um Geldgewinnes willen, aber vielleicht im Interesse der Wissenschaft. Wenn jedoch wirklich nur dies eine Wort ihn retten konnte, so war sie nicht imstande, dasselbe auszusprechen — sie vermochte es nicht, diese Lüge über ihre Lippen zu bringen, obwohl sie es dringend zu tun wünschte. Sie versuchte daher nochmals sich durch einen heftigen Ausbruch scheinbaren Unwillens zu befreien.

„Ich wiederhole, mein Herr, daß Ihre Frage beleidigend ist. Reiten Sie weiter und ich werde anhalten — oder halten Sie an, und ich werde weiter reiten, nur, verlassen Sie mich!"

„Sie verdehen wohin das führt Miß Esling? Ich muß Ihr Verhalten so auffassen, daß Sie nicht antworten wollen, weil Sie nicht aus Liebe, sondern aus einem andern Grunde heiraten, der mir besser bekannt ist, als sogar Ihnen selbst. Ich werde jetzt zurückreiten. Der Himmel segne Sie! Was sich auch ereignen mag, fürchten Sie nichts für sich oder daß der gute Name Ihres Vaters bloßgestellt werden könnte.

Sie antwortete nicht, sondern eilte nur vorwärts.

Fortsetzung folgt.

# Paris in Schlesien.

Eine Garnisonsgeschichte von M. Lorenz.

(Schluß.)

Na nu? — Die eine Cottage bei Nervi? Der Baron renommierte — pfui Deibel, — so sah die Fratze doch gar nicht aus.

„Waren Sie auch schon in Nervi, Miß Webster?" fragte Balthes die Amerikanerin.

„O ja, schmucf," — sagte sie gelangweilt „aber wenn man da nicht Equipage oder Rennpferde hat, sind die Partien öde!"

„Oede?" Lias blaue Augen blitzten . „Wir lassen selten entspannen Papa und ich machen stets große Kutschenwanderungen, und Mama fährt uns dann bis zur letzten Station nach."

„Haben Sie da unten auch 'n Marstall?" fragte Balthes schon ganz giftig.

Lia lächelte.

„Wir nehmen nur die Kutschpferde mit, Reitpferde für Papa und mich und einen Pony um Besorgungen in der Stadt machen zu lassen," versetzte sie.

„Sie haben Wohnung bei Nervi?" fragte Nora

„Die Villa Elisabeth," sagte Lia ganz bescheiden.

Da fuhr der Amerikanerin beinah aus dem Häuschen.

„Dies Juwel, — dies entzückende Paradies gehört Ihnen?"

„Meinen Eltern," sagte Lia bescheiden.

Miß Websters Stegermiene schrumpfte in ein Nichts zusammen, — das war eine Rivalin, — da war ja die Neyen die größte Null gegen die kleine Millionen-Erbin!

Leutnant Graf Weißenholt hatte sich nachgerade unsterblich verliebt.

Er sah und hörte nichts mehr als Eva.

Nora Webster überlegte.

Neben Lia kam sie nicht auf.

Diese kleine Küchenfee war ein Stein, an dem sich ihre Standeskrone zerstieß, wie eitel Glas. Sie räumte das Feld. Unterlobt, zu Dilly großem Leidwesen.

Als Eva noch acht Tagen ihre Koffer packte hatte sie die Anwartschaft auf die nennzackige Grafenkrone der Westerhalls in der Tasche.

Ein Glück noch, und Lia merkte gar nicht, wie sich alle um sie rissen.

Sie war herzlich, hausmütterlich waltete sie an Tillys Teetisch, ging mit dem Kinde spazieren, nähte und flickte und half überall.

Balthes kam täglich, — und wenn er kam wurde Lia rot — und wenn er ging, sah sie still und in sich gekehrt da. Und dann kam der große Kostümball. Sie hatte sich sehr darauf gefreut.

Balthes hatte sie zu Tisch und zum Blumenwalzer engagiert.

Er glaubte immer noch nicht, daß die kleine Meßhof über besondere Reichtümer gebiete, dafür war sie viel zu einfach und bescheiden.

Frau Tilly tat ihrerseits nichts, die Kunde von dem großen Vermögen ihrer Freundin ins Regiment und unter die Jungesellen geraten zu lassen.

Ein Brief Frau von Meßhofs hatte Tilly in dem Versprechen dieser Tatsache bestärkt.

„Lassen Sie, liebste Frau von Kobell, mein Kind unbefangen verkehren, aber wenn sich ihr jemand naht, den Sie für den Rechten für mein Kind ansehen, wenn er auch vermögenslos ist, so treten Sie nicht hindernd dazwischen, — wenn Lia wählt so wird sie schon richtig wählen, und ein ehrenhafter, braver Mann ist uns lieber als ein charakterloser Millionär."

Balthes war in einer unbeschreiblichen Unruhe. Er liebte Lia wirklich, aber er fürchtete, ihre Abweisung; oder daß sie ihn der Stellung wegen nehmen konnte!

Der Hauptmann erster Klasse ist doch gar keine dumme Partie, und wer weiß, wie überlaust dies Wordenlin mit Hypotheken war, — und ob der Alte nicht die Reisen und den andern Klimbim ins Werk setzte, um seinen Kredit zu heben! Es gibt so Leute, — also man kann halt nie wissen!

Aber so sehr der gute Heino sich auch Vorsicht predigte, es half nichts, das Liebespflänzchen in seinem Herzen wurzelte immer fester, — wuchs und gedieh!

Kurz entschlossen ging er am Vormittag des Balltages zu Kobells, — er hielts nicht mehr aus!

Zufällig begegnete ihm Herr von Kobell dicht vor seiner Wohnung.

Erstaunt musterte er den Visitenanzug des älteren Kameraden.

„Na nu, Balthes, mit Tulpe und Engelsflügeln, — zu wir? — Donnerwetter, was ist denn los, — Lia Meßhof?"

„Ach, Kobell, ich möcht doch wissen, ob das Mädel mich gern hat?"

„Da fragen Sie es doch!" lachte Georg von Kobell. "Und wenn sie „nee" sagt!"

„Das tut sie schon nicht, denn ist sie zu wohlerzogen, Balthes, die sagt höchstens: „nein!" scherzte er.

Dann stand Balthes mit seinem fröhlich lachenden Wirt in dessen Arbeitszimmer.

„Nun, Balthes, nur Courage, Tilly schickt uns eben eine Tasse Bouillon und ein paar Lachsschnittchen, — und wenns nachher etwas ein Fest zu feiern gibt, der Pommery liegt schon kalt!" rief Kobell.

Aber Balthes war zu erregt.

„Ist Fräulein von Meßhof eigentlich zu Hause?" fragte er, und stand vom Frühstückstisch, der sehr appetitlich servierte Dinge aufzuweisen hatte, auf.

Kobell drückte auf den Schellenknopf.

„Ist Fräulein von Meßhof zu Hause?" fragte er den Diener.

„Befehl, Herr Hauptmann das gnädige Fräulein sind in der Blättstube!" berichtete Johann.

„Well, — wer ist da noch?"

„Niemand, Herr Hauptmann!"

Als Johann verschwunden, rieb sich Kobell die Hände.

„Nur vorwärts, Balthes, — in die Blättstube, links im Souterrain, hinter der Küche!" erläuterte er. Unten war alles still.

Die Köchin war zum Markt gegangen, das Hausmädchen oben in den Zimmern beschäftigt, die Burschen im Stall.

Balthes meinte, sein Herz pochen zu hören. Da tönte aus der Blättstube ein heiteres Liedchen.

Er blieb stehen und lauschte:

„Und ist mein Schatz kein Ritter wert,
Und ist mein Schatz nicht schön,
Er führt kein gutes Ritterschwert,
Ich mag ka'n andern sehn!"

„Mag'st ka'n andern sehn, magst nicht!" Damit stand er in der weitaufgerissenen Tür, und das junge Mädchen, glühend vom Eifer der Arbeit und vom plötzlichen Schreck, stand sprachlos vor ihm .

„Nun, Lia — bin ichs?"

„Ja, ja, ja!"

Und er hielt sie an sich gepreßt und küßte sie und jubelte und dabei perlten die hellen Tränen in seinen Bart:

„Mei' Mädele — mei' Mädele!" rief er überselig, „so — und nun wird nix mehr g'schafft, — die Frau Hauptmann Balthes hat nix mehr nötig, sich die kleinen Patschehrln mit solcher Arbeit zu verderben!"

Sie blickte schelmisch zu ihm auf.

„Ei, nötig, Herr Hauptmann, hab' ichs ja eigentlich auch nicht, — es macht mir Spaß!"

„Herr Hauptmann?" schalt er „Heino heiß ich, Heino, Dem Heino!"



„Mein Heino!" Sie schmiegte ihr Köpfchen an seine Schulter.

Wie lieb das klang.

Da kamen Kobells schon, und die Liebenden kamen aus ihrem Himmel auf die Erde zurück.

„Na, Tilly, Du kannst gratulieren!" rief Georg.

„Und ob, — Sie Glückspilz!" rief die junge Frau herzlich. „Nun," flüsterte sie, während ihr Mann Lia die Hände schüttelte, „nun, hab' ichs recht gemacht, ist sie nicht hübsch, nett, behaglich, — und schwer reich?"

„Reich?"

„Nun ja, — sind zwei Millionen nichts?"

„Zwei Millionen — Lia, Kind, komm mal her!" sagte er und faßte sein Bräutchen am, „und Du — Du willst mich wirklich? Ich muß es vor Zeugen hören, daß Du mich wirklich lieb hast, — und auf die Millionen pfeif' ich! Ihr mache ja doch bloß Ulk!"

Er wollte nur seine Lia, — ihr Geld war ihm plötzlich vollständig Nebensache.

Aber im späteren Verlauf des Lebens, als sie erst seine kleine Frau geworden war, hat sich der brave Dicke an die stattliche Mitgift gewöhnt, — und seit die Buben da sind, ist er sogar, im Hinblick auf die Weiberheit, daß alles Irdische vergänglich ist, — sehr sparsam geworden!

Aber sein Liserl wickelt ihn um den Finger, — und sie sind beide glücklich.

# Allerlei.

## Tägliche Erinnerungen.

18. Mai.

1609: G. Rollenhagen, Dichter, †. (Magdeburg). 1782: Lützow „Führer der nach ihm benannten Freischar, geb. (Wittelmark). 1799: P. A. de Beaumarchais, französischer Dramatiker, †. (Paris). 1804: Napoleon wird in St. Cloud zum erblichen Kaiser ausgerufen. 1850: R. Goldmark, Komponist, geb. (Keszthely). 1868: Kaiser Nikolaus II. von Rußland geb. 1899: Eröffnung der Friedenskonferenz in Haag. 1900: Entsatz von Plaskeng.

## Der Wert der wahren Häuslichkeit.

„Wer mag haben gut' Gemach, der bleib' unter seinem Dach!" behauptet ein altes, heutzutage leider wenig mehr beachtetes Sprüchwort, und ein edler Volksfreund, dem das Wohl seiner Mitmenschen wirklich am Herzen liegt, fügt hinzu: „Wer für die Freude außer dem Hause wenig zahlt, zu dem kehrt sie unentgeltlich ein. Nichts ist wohlfeiler als da zu Vergnügen. Nicht die Freude ist teuer, sondern viel spielen, gut essen und gut trinken. Wer draußen gern groß tut, muß daheim klein tun. Wer gern außer dem Hause Geld vertut ist nicht sein eigener Herr, sondern steht in fremder Leute Dienst. Er arbeitet nicht für eigene Rechnung, sondern er arbeitet täglich für die Wirte."

Wenn sich die Mehrzahl der Menschen nach diesen Aussprüchen richten wollte, dann würde sehr viel Unheil aus der Welt geschafft, und gar manche würden zufrieden und glücklich werden, die jetzt aus Sorgen, Aerger und Herzeleid nicht heraus kommen. Des Gottesfrieden Heimat ist das Haus! Wenn man das nur überall begreifen und verstehen wollte und es sich angelegen sein ließe, den Fremden, welche eine wohlgeordnete, gute Häuslichkeit bietet, Geschmack abzugewinnen! So kostspieligen Vergnügungen man sich draußen auch hingeben mag, befriedigt wird man nicht von dem, was man angeblich „genießt", wenn auch oft genug eine Uebersättigung eintritt.

Das Leben vieler Menschen ist immer mehr darauf gerichtet, möglichst große Einnahmen zu erzielen, daneben ist aber auch der Drang nach Zerstreuung, nach sogenannter „Ausspannung" und „Erholung" immer stärker geworden, nicht nur in den Kreisen der Besitzenden, sondern auch dort, wo der „Kampf ums Dasein" eine gewaltige Rolle spielt. Mit nervöser Hast geht man ans Tagewerk, das für manchen nicht mehr eine gern übernommene Pflicht, sondern eine Last ist. Mit ganz derselben nervösen Hast wird von vielen die Fabrik, die Werkstatt, das Bureau verlassen, um sich so schnell als möglich zu zerstreuen, die Mißeren des Lebens auf einige Stunden zu vergessen.

Der Aufenthalt in der eigenen Wohnung hat für viele keinen Reiz mehr, die Häuslichkeit gilt ihnen fast nichts. Sie reden sich ein, daß es für sie eine unbedingte Notwendigkeit sei, allabendlich eine Zeit lang im Wirtshause zu sitzen, um dort bei Wein, Bier oder Schnaps „am Stammtisch" mit Gesinnungsgenossen zu kannegießern, zu raisonnieren und nebenher einen Teil ihres Verdienstes draufgehen zu lassen. Wie es daheim steht, darum kümmern sie sich nicht; ja, sie bemühen sich, alles Unangenehme zu vergessen, und gelingt ihnen das nicht vollkommen durch den Gedankenaustausch mit ihresgleichen, dann nehmen sie den Alkohol zu Hilfe, er muß sie auf kurze Zeit betäuben, über die Blößlichkeit hinwegtäuschen.

Die Hauptursache dieser traurigen Erscheinung ist für viele Menschen — das läßt sich nicht leugnen — die Tatsache, daß ein sehr großer Teil der Mitglieder der arbeitenden Klassen leider kein eigenes trauliches Heim mehr besitzt, ja, daß viele von ihnen nicht einmal mehr in der eigentlichen Heimat leben, sondern der Arbeit und des Verdienstes wegen hinausziehen müssen in die Welt daß sie sich deshalb vereinsamt fühlen und nicht die Ruhe finden können, die notwendig ist, um zufrieden und in gewissem Sinne glücklich zu sein. Wer nicht weiß, wie lange er an einem Orte bleiben kann, wer sozusagen täglich und stündlich drauf gefaßt sein muß, den Wanderstab wieder zur Hand zu nehmen, um dorthin zu ziehen, wo Arbeit und Verdienst von ihm erwartet werden kann, der vermag nicht, sich behaglich zu fühlen, der verspürt keine besondere Neigung, sich ein trauliches Heim zu erwerben, sondern bezieht eine möglichst billige Wohnung, in die er nur das Notwendigste bringt, weil er nicht weiß, wie lange seines Bleibens dort sein wird. Aber für das, was er entbehrt, will er Ersatz haben, und darum gibt er sich den Vergnügungen hin und verbringt seine freie Zeit zum großen Teil statt in seiner Familie im Wirtshause wo mehr für die Behaglichkeit und Bequemlichkeit gesorgt ist, als bei ihm „zu Hause". Wie vieles könnte er mit dem Gelde, das in die Taschen der Wirte fließt, zur Ausstattung seines Hauswesens beschaffen, wie manche Annehmlichkeit damit sich und den Seinigen zu teil werden lassen, aber er tut es nicht, weil er sich sagt: „Wozu?" Du hast ja keine Gewißheit darüber, wie lange du an dem Platze bleibst!" Das einzige, was vielleicht ein solcher moderne Nomade tut, ist, daß er sich etwas von seinem Verdienst erspart und zurücklegt für die stets von ihm gefürchtete Zeit der Arbeits- und Verdienstlosigkeit. Aber in den weitaus meisten Fällen geschieht auch das nicht einmal, und das erworbene, mühsam erworbene Verdienst wird samt und sonders verausgabt.

Wir erkennen hieraus, wie dringend notwendig für eine gute, Freude bereitende Häuslichkeit es ist, daß man zunächst so viel als möglich für einen wirklich festen Wohnsitz sorgt, und daß Verhältnisse, unter denen ein sehr großer Teil der modernen Kulturmenschen nicht im Stande ist, sich ein wenn auch noch so bescheidenes Heim zu verschaffen, durchaus ungesunde und verderbliche sind. —

Es ist nur zu wahr, nichts macht den Menschen, der ein geselliges Wesen ist, unzufriedener und unglücklicher, als das Bewußtsein, ein trautes Heim, eine wohlgeordnete Häuslichkeit entbehren zu müssen. Wer sich das Los derjenigen vergegenwärtigt, die dank der modernen „Kultur-Zustände" fast so gut wie vogelfrei sind, die heute hier, morgen dort „wohnen", der wird sich nicht der Ueberzeugung verschließen können, daß in den Herzen dieser bemitleidenswerten Menschen Unzufriedenheit Platz greifen und damit aber auch Genußsucht geweckt werden und sich stets steigern muß Und welche Folgen die Unzufriedenheit, gepaart mit der Genußsucht, nach sich zieht, das zeigt uns u. a. das Anwachsen der Reihen der sogenannten Umsturzelemente, von denen so manche „ihre Sach' auf nichts gestellt" haben, die nicht zu fürchten brauchen etwas zu verlieren, sondern die hoffen können, zu gewinnen, wenn die bestehenden Verhältnisse beseitigt werden.

Eigentum macht konservativ! pflegt der Gesellenvater Kolping zu sagen. Wer sagen kann: „Ich habe eine gemütliche Häuslichkeit!" wird nicht so leicht das was er sein nennt, aufs Spiel setzen und an der Verwirklichung von Ideen arbeiten, die seinen häuslichen Frieden, seine Behaglichkeit in Gefahr bringen können. Darum wünschen wir nichts sehnlicher, als daß man sich die Schaffung und Pflege der Häuslichkeit angelegen sein lasse, und daß man das Bestreben darauf richte, auch die jetzt leider heimatlosen Arbeiter festhalt zu machen, sie einzuführen in die gemütliche Häuslichkeit, welche so viel dazu beiträgt, daß auch bewegte Gemüter zufriedener wird und die Sorgen des Lebens freudiger auf sich nimmt, als der sonstigen „in der Luft Schwebende".

Nicht die Pflege jener Geselligkeit, die manche Vereine als ihre Aufgabe betrachten „nicht das Bestreben wohltätiger Gesellschaften und menschenfreundlicher Arbeitgeber, den Arbeitern Stätten anständiger Erholung zu bereiten — so löblich dieses an sich gewiß ist — ist das Wichtigste, sondern das auch als das Notwendigste angesehen werden, was wirklich sehr vielen modernen Kulturmenschen fehlt, die Schaffung der Möglichkeit, sich in häuslichem Kreise wohl zu fühlen. Die geselligen Zusammenkünfte und Unterhaltungen mögen noch so schön sein, sie bieten keinen vollen Ersatz für die Häuslichkeit, und nicht selten vermindern sie in ganz bedenklicher Weise den Sinn für ein gemütliches Familienleben.

Des Gottesfriedens Heimat ist das Haus! Hätten wir in der Gegenwart so viele trauliche Familienkreise, wie wir gesellige und Vergnügungs- usw. Vereine haben, wir dürften sicher sein, daß es um die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowohl, als auch um das sittlich-religiöse Leben viel besser bestellt wäre, als es dies jetzt in weiten Kreisen der Fall ist. Im Hause soll man sich wohl und behaglich fühlen; im Hause soll man mit den Seinigen in Eintracht und Liebe Leben, Freud' und Leid, Lust und Schmerz mit einander teilen, und nicht es ungeschickt machen, nicht das Wirtshaus als Zufluchtsstätte betrachten, und nicht, ob man freudvoll oder leidvoll ist, im Wirtshause „immer noch eins" trinken, um den Besitzer desselben in den Stand zu setzen, Prachtsäle herzurichten und nach Jahr und Tag als Rentner den Mann zu spielen, der für sich die „soziale Frage" gelöst hat.

„Draußen zu wenig oder zu viel, zu Hause nur ist Maß und Ziel," behauptet Goethe, und er hat Recht. In Hause braucht man nicht auf alle möglichen Menschen Rücksicht zu nehmen, keine konventionellen Lügen auszutauschen, keine Komödie zu spielen, da kann man sich geben, wie man ist, da kann man sich nach der Decke strecken, ohne daß man immer daran denken muß: „Was werden die Leute sagen?" Zu Hause ist man frei, sein eigener Herr, während man draußen sich so einrichten und benehmen muß, wie es der „gute Ton" und was damit zusammenhängt, verlangt.

Wenden wir darum unsere ganze Liebe der echt christlichen, echt deutschen Häuslichkeit zu und wecken und fördern wir überall den Sinn und das Verständnis für die Schönheit und Nützlichkeit derselben. Es ist dies der größte Dienst, den wir der Gesellschaft erweisen können.

## Hirsi, der Held.

Ein interessantes Bild aus dem Kriege im fernen Osten zeichnet A. G. Hales, der Kriegskorrespondent der „Daily News", in einem Briefe, der aus Tokio, 10. April datiert ist. „Ordensmann", so schreibt er, „spricht jetzt hier von den Taten des japanischen Feuerwanderers Hirsi, der während des 2. Angriffs auf Port Arthur den Tod fand. Was man von seinen Heldentaten finden konnte wurde nach Tokio zur Besichtigung gebracht. Die Hirnwogen allerhöchster Kirchturmgrößen sollen dem toten Seemann das höchste Lob. Einige vergleichen ihn mit Nelson alle begeistern sich nun Verlust als nationales Unglück. Daß er ein sehr tapferer Mann und tüchtiger Offizier war, kann nicht bezweifelt werden ,und seinen Tod umgibt der Glorienschein des Heldentums. Seine Kameraden kannten ihn als einen Mann, der stets bereit und willig war, die Führung für ein gefährliches Unternehmen zu übernehmen, und seine Kaufbahn schloß auch in der Ausführung eines verzweifelten Wagnisses. Er hatte den Befehl, einen Dampfer unter den Kanonen der Forts an der Mündung von Port Arthur zu versenken und sich dann in einem kleinen Boot aus der Gefechtslinie zurückzuziehen. Mit einem pistolgen Vorsatz brachte er den Dampfer an seinen Bestimmungsort und versenkte ihn durch Anbohren. Dann ruderte er davon ,während die Schnellfeuergeschütze von den Forts das Wasser rundherum zu Schaum schlugen. Als er sich in kurzer Entfernung von dem Dampfer befand, bemerkte er, daß sein Bootsmann, auf den er stolz war und den er liebte, fehlte. Sofort gab er Befehl, zum Dampfer zurückzurudern, der sich schon langsam mit Wasser füllte, und er selbst kletterte in das sinkende Schiff, um zu sehen, was aus seinem Untergebenen geworden war. Da er den Mann nicht